

«Bin jemand, der gut vergessen kann»

Markus Imbodens Drama «Der Verdingbub» hat nach knapp einem Monat bereits über 135 000 Zuschauer in die Schweizer Kinos gelockt. Einer der ersten unter ihnen war Albert Eble aus Goldau, selbst ein ehemaliges Verdingkind. «Ein guter Film», so die Kritik des heute 75-Jährigen. Unserer Zeitung hat er seine ganz persönliche Geschichte erzählt.

Von Rahel Schiendorfer

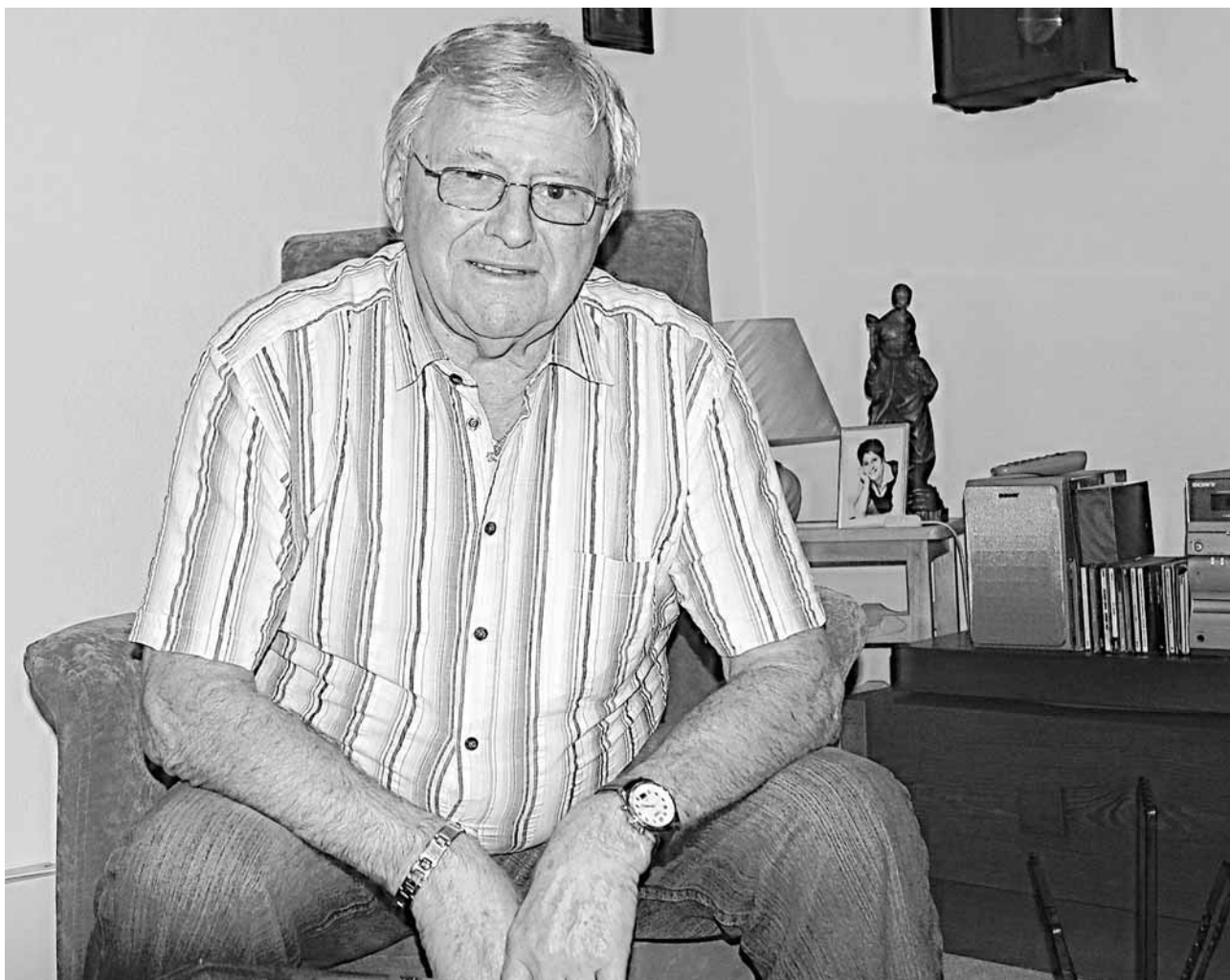
Goldau. – An seine Vergangenheit denkt Albert Eble nicht gerne zurück, und doch ist es ihm heute ein Bedürfnis, seine Geschichte zu erzählen. Er ist eines von rund 10 000 noch lebenden ehemaligen Verdingkindern und damit Zeitzeuge eines der wohl dunkelsten Kapitel der Schweizer Geschichte.

Albert Eble wurde 1936 in Zürich-Schwamendingen geboren. Im Alter von wenigen Monaten kam er zu einer Pflegefamilie nach Wollishofen. Dass seine leibliche Mutter zum damaligen Zeitpunkt erst 17-jährig war, sollte er erst als erwachsener Mann erfahren. An seine Zeit in Wollishofen hat der 75-Jährige keine Erinnerungen mehr. Fünf Jahre verbrachte er dort, bevor er «weiterverfrachtet» wurde, wie er es nennt. Warum er weggegeben wurde, weiss er bis heute nicht. «Die hatten halt schon eigene Kinder», sagt er.

«Musste Mutter und Vater zu ihnen sagen»

Auch sein Grossvater, ein Deutscher, der zu dieser Zeit in Rothen-thurm eingebürgert wurde, konnte oder wollte sich damals nicht um Albert Eble kümmern. Durch die Einbürgerung des Grossvaters wurde auch Eble Bürger der Gemeinde Rothen-thurm, deren Auftrag es nun war, einen neuen Platz für den Buben zu organisieren. Fündig wurde man beim kinderlosen Bauernpaar Zürcher-Beeler im zugerschen Menzingen. «Ein schöner, grosser Bauernhof war das, mit etwa 15 Kühen», erinnert sich Eble. Was ihn fortan auf dem Hof alles erwartete, war indes alles andere als schön.

Schon kurz nach seiner Ankunft musste der Fünfjährige auf dem Bauernhof mitanpacken. Es habe immer etwas zu tun gegeben im Kuhstall oder auf dem Kartoffelacker, erinnert sich der Goldauer. Als er mit sieben Jahren



Bereits als knapp Sechsjähriger wurde Albert Eble auf einen Bauernhof geschickt und als Knecht missbraucht. Lohn gab es dafür keinen. «Du bist nichts und aus dir wird auch nichts», bekam er stattdessen vom «Pflegevater» zu hören. Bild ras

eingeschult wurde, änderte sich daran nichts. Direkt nach der Schule wurde er vom Bauern wieder aufs Feld oder in den Stall geschickt. Es war aber nicht nur die körperliche Arbeit, die Albert Eble um seine Kindheit gebracht hat. Ein Familienleben gab es nicht. «Vom ersten Tag an musste ich Mutter und Vater zu ihnen sagen. Wie ein eigenes Kind behandelt wurde ich aber nie. Ich war nur ein Knecht», sagt Eble.

Meistens musste der Junge alleine zu Abend essen. Wenn Besuch kam sowieso. Und danach wurde er auch gleich hoch geschickt in sein kleines Zimmer, in dem es im Winter so kalt war, dass er sich in seinen Kleidern ins Bett legen musste. «Vom wärmenden Kachelofen merkte ich dort oben nichts», sagt er. Nach den Hausaufgaben habe er sich immer gleich schlafen gelegt. Spielsachen oder Instrumente hat Albert Eble nie besessen, Radio hören durfte er nur selten, Gutenachtgeschichten waren ein Fremdwort.

«Als er zurückkam, war immer alles falsch»

Der Umgangston im Haus war stets rau und lieblos. «Du bist nichts, und aus dir wird auch nie etwas», habe der Bauer immer zu ihm gesagt. Dessen Frau wäre eigentlich eine «Gute» gewesen, erinnert sich der Schwyzer. «Sobald sie aber nett zu mir war oder mich vor seinen Bestrafungen schützen wollte, bekam auch sie seine Wut zu spüren», erzählt er. Strafen gab es regelmässig, zum Beispiel dann, wenn nebst der Arbeit auf dem Hof seine Hausaufgaben wieder einmal zu kurz kamen. Oft sei der Bauer stundenlang auch zum Jassen in ein Restaurant gegangen, währenddem Albert zusammen mit der Bäuerin und dem Knecht auf dem Hof schuftete. «Als er nach Hause kam, war immer alles falsch. Dann musste ich auf ein dreikantiges Holzschien knien, und er drosch mit dem Ledergürtel so lange auf mich ein, bis ich laut schrie», schildert er das brutale Vorgehen. Schläge gab es auch dann, wenn Albert nach dem regelmässigen Kirchenbesuch die Predigt des Pfarrers nicht wiedergeben konnte. «Ich war ein kleiner Bub, natürlich habe ich nicht immer so genau zugehört», sagt er. Ohne Mittagessen wur-

de er danach auf den Estrich gesperrt und erst abends wieder rausgelassen.

Erst ein paar Jahre später, als das Bauernpaar sein «Heimetli» verpachtet hatte und selbst nur noch einen kleinen Teil des Hofes bewirtschaftete, wurde Albert von den Kindern der neuen Pächterfamilie manchmal vom Estrich geholt, wenn der Bauer nicht zu Hause war. Bevor der Bauer zurückkam, wurde er rechtzeitig wieder eingesperrt. Diese Kinder waren die einzigen, die Mitleid mit dem Verdingbub hatten, alle andere schauten konsequent weg. «Die Geschwister der Pflegeeltern, die oft zu Besuch kamen, haben sich nie für mich interessiert, und auch der Pfarrer und die Lehrer wussten Bescheid», weiss Eble. Die Lehrer hätten manchmal ein Auge zugedrückt, wenn er zu spät zur Schule kam. «Aber unternommen hat nie jemand etwas.» Obschon er in der Schule während einiger Stunden der strengen Arbeit und dem kaltherzigen Bauern entkam, besuchte er sie nicht immer gern. Ein Aussenseiter sei er gewesen, schon seines deutschen Namens wegen. «Ich hatte keine wirklichen Freunde, war ein Einzelgänger», sagt Eble, der sich in all den Jahren nie jemandem anvertrauen konnte. «Ich war der einzige Verdingbub in meiner Klasse.»

Mit der Übernahme des Hofes durch die neuen Pächter wurde die Arbeit weniger. Als Albert 14 Jahre alt war und in Menzingen die siebte Klasse besuchte, wurde er eines Tages schliess-



Albert Eble zur Zeit, als er nach Menzingen vermittelt wurde. Bild zvg

lich ganz vom Hof gejagt. «Der Bauer kam zu mir und sagte, dass er mich nicht mehr brauchen könne. Mehr nicht», erinnert er sich. Eble wurde zu einem anderen Bauern geschickt, wo er von morgens bis abends knechten und dafür die Schule abbrechen musste. Lohn für seine Arbeit gab es keinen, nur ein mageres Taschengeld. «Der eigentliche Lohn, den der Bauer einem Knecht hätte zahlen müssen, bekam der Bauer Zürcher», schüttelt Eble, der auch am neuen Ort keinen Familienanschluss fand, heute den Kopf.

«Nicht einmal verabschiedet habe ich mich»

Nach ein paar Jahren wurde Eble bereits wieder weggeschickt, zu Verwandten der Zürchers in den Kanton Thurgau, bevor er von da aus im zugerschen Neuheim landete und einen Winter lang als 18-Jähriger die landwirtschaftliche Schule besuchte. Während dieser Zeit ging er bei den Zürchers wieder ein und aus und half neben der Schule wieder auf dem Hof mit. Anschliessend absolvierte er in Frauenfeld die Rekrutenschule. Diese sollte schliesslich sein Leben verändern. Zum ersten Mal bekam Albert Eble in Form des Solds Geld für seine Arbeit, und zum ersten Mal im Leben fand er Freunde, denen er seine Geschichte erzählen konnte. «Erst als ich mich mit meinen Kameraden austauschte, wurde mir so richtig bewusst, was mir in all den Jahren eigentlich angetan wurde», sagt er nachdenklich. Noch während der RS habe er sich gefragt, wofür er überhaupt die landwirtschaftliche Schule noch besuchen sollte, denn obwohl das Ehepaar Zürcher keine eigenen Kinder hatte, war es nie ein Thema, dass ihr Ziehsohn einmal den Hof hätte übernehmen können. Schliesslich entschied er, nie mehr zu den Zürchers zurückzugehen. «Noch nicht einmal verabschiedet habe ich mich. Seither haben wir nicht mehr miteinander gesprochen. Auch die Zürchers haben den Kontakt zu mir nie gesucht», erzählt der Rentner.

Mit knapp 20 Jahren begann nun Albert Ebles neues Leben, wie er heute selber sagt. Er mietete sich ein Zimmer in Zug und fand bei den SBB eine Anstellung als Hilfsarbeiter im Bahnwa-

genverlad. «Mein erster richtiger Job», denkt er lächelnd zurück. Später arbeitete er bei einer Zuger Mosterei, lieferte Mineralwasser aus und machte schliesslich die Lastwagenprüfung. Er ging in den Ausgang, lernte viele Leute kennen und genoss die neu gewonnene Freiheit in vollen Zügen. Doch ganz hat ihn seine Vergangenheit nicht losgelassen. So machte er sich als 24-Jähriger – frisch verheiratet mit einer Zürcherin – auf die Suche nach seinem leiblichen Vater. «Ich habe im Telefonbuch nach Eble gesucht und ihn einfach angerufen. Ich hatte viele Fragen.» Das folgende Treffen mit seinem Vater fiel allerdings ernüchternd aus. Sie hätten sich ein wenig unterhalten, «aber nicht viel», sagt er. Antworten auf Fragen nach seiner Mutter und danach, warum er damals abgegeben wurde, blieb ihm sein Vater schuldig. Einzig, dass seine Mutter erst 17 Jahre alt war, als sie ihn bekam, wurde ihm gesagt. «Ich bin schon enttäuscht von ihm», sagt Eble. Der Kontakt zum Vater hielt denn auch nicht lange.

«Es ist nie zu spät für eine Entschuldigung»

Ein paar Jahre später wurde Albert Eble zum ersten Mal selber Vater. Doch die Ehe zerbrach, seine Exfrau heiratete wieder und wanderte nach Spanien aus. Mit seiner nächsten Freundin bekam er eine weitere Tochter. Auch diese Beziehung war aber nicht von Dauer. Lange Zeit hatte Albert Eble, der damals oft mit dem Lastwagen in halb Europa unterwegs war, keinen Kontakt zu seiner Tochter. Eines Tages, viele Jahre später, suchte sie dann aber nach ihrem Vater. «Seither sehen wir uns regelmässig und haben einen sehr guten Kontakt. Ich bin auch schon zweifacher Grossvater», sagt der Pensionär nicht ohne Stolz. Nachdem was er selber erlebt habe, sei er sehr froh, dass das so gekommen sei.

Er sei zufrieden mit seinem Leben, wie es jetzt ist, sagt der rüstige Rentner. Heute lebt er zusammen mit seiner langjährigen Partnerin in einer gemütlichen Wohnung in Goldau. An die Zeit als Verdingkind erinnert ihn heute glücklicherweise nicht mehr viel. «Zwei Fotos habe ich noch aus meiner Kindheit. Das ist alles», sagt er. «Ansonsten bin ich jemand, der gut vergessen kann», sagt er. Erst zweimal sei er seit dem Tod von Bauer Zürcher wieder auf den Hof zurückgekehrt, auf dem er seine unschöne Kindheit verbracht hatte. «Ein ganz komisches Gefühl war das. Alles sah noch fast gleich aus. Da kam vieles wieder hoch». So ähnlich sei es ihm auch ergangen, als er gemeinsam mit weiteren ehemaligen Verdingkindern Anfang November zur Luzerner Premiere des Films «Der Verdingbub» geladen wurde.

Albert Eble ist sich zwar bewusst, dass die jetzige Regierung keine Schuld trifft an den wohl Hundertausenden von Fällen, in denen Kinder damals fremdplatziert und in vermeintlichen «Pflegefamilien» als Billigarbeiter missbraucht und geschunden wurden. «Meiner Meinung nach ist es aber nie zu spät für eine offizielle Entschuldigung von Seiten des Staats. Zumal ich Leute kenne, die noch immer Tabletten nehmen müssen, um das Erlebte überhaupt ertragen zu können», sagt Eble, der sich schon seit fünf Jahren im Raum Luzern regelmässig mit Menschen trifft, denen das gleiche Schicksal widerfahren ist. «Manchen tut der Austausch untereinander einfach gut.» Dass das Thema nun auch medial endlich ausführlich aufgearbeitet wird, findet Eble richtig. «Deshalb bin ich auch bereit, meine eigene Geschichte zu erzählen. Es darf nicht weiter totgeschwiegen werden, was uns passiert ist», betont er. Auch wenn ihm das seine verlorene Kindheit nicht wiederbringe.

Studie und Ausstellung

Verdingungen fanden in der Schweiz bis in die 1960-er-Jahre statt. Unter den Auswirkungen der Fremdplatzierung leiden Betroffene zum Teil bis heute. Für eine psychologische Studie der Universität Zürich werden noch ehemalige Verdingkinder im Alter von über 70 Jahren gesucht. Wer an der Studie teilnehmen möchte, kann sich unter Telefon 044 635 74 54 oder 044 635 73 08 melden. Die Geschichten ehemaliger Verdingkinder sind auch Thema einer Ausstellung, die derzeit in Zürich gastiert. «Verdingkinder reden» konnte bis heute über 70 000 Besucher verzeichnen. Kernstück der Ausstellung sind Hördokumente aus 300 Interviews mit Betroffenen. Bis 1. April 2012 kann die Ausstellung in Zürich im Schulhaus Kern, Kernstrasse 45, von Dienstag bis Sonntag, 11 bis 18 Uhr besucht werden. Weitere Informationen unter www.verdingkinderreden.ch. (ras)